

Erinnerungskultur und Erinnerungspraxis

Katholische Morgenfeier zum Volkstrauertag am 13.11.2016

Autor: Stefan Mai

„Jetzt bitte cheese und genau in meine Linse schauen“, ruft die Fotografin den schon gesetzteren Männern und Frauen zu, die sich zur Feier ihres 40-jährigen Abiturjubiläums getroffen haben. Ein Erinnerungsfoto wollen die fast 60-jährigen von ihrem Klassentreffen mit nach Hause nehmen. Wer weiß, wer beim nächsten in fünf Jahren wieder dabei ist.

„Ach, könnten Sie von uns beiden bitte einen Schnappschuss machen“, spricht mich ein junges, gut gelauntes Pärchen auf der alten Mainbrücke in Würzburg an, „wir hatten zwei wunderschöne Tage in Würzburg“. Sie positionieren sich eng umschlungen am Brückengeländer Richtung Festung und ich mache ein Erinnerungsfoto.

Wenige Meter weiter eine japanische Reisegruppe vor dem Dom. Die Hälfte der Reisegruppe hat ihr Handy an einem Teleskopstängchen und macht von sich und Dom ein Selfie als Erinnerung an den Würzburgtripp.

Man möchte sich erinnern, schöne Stunden konservieren. Beim späteren Anschauen förmlich die Zeitreise zurück machen, schöne Augenblicke wieder hochleben lassen. Was werden von den Digitalkameras und Handys Erinnerungsbilder auf den Computern gespeichert. Was werden bei uns in Deutschland zu allen möglichen Gelegenheiten Jubiläen gefeiert, Dorf-, Firmen-, Kirchen- und Vereinsjubiläen zelebriert. Ein wahrer Erinnerungsboom.

In Deutschland haben wir aber auch gelernt, eine Erinnerungskultur zu entwickeln, die bewusst Ereignisse in Erinnerung ruft, die schweres Leid über die Menschheit brachten, die mahnen sollen: Nie wieder. Zu diesen Tagen gehören im Monat November am 9. November der Gedenktag der Reichspogromnacht von 1938 und der Volkstrauertag am heutigen Tag.

All diese Gedenktage, die vielen Gedenkstätten und Mahnmale bei uns haben einen Tenor: „Wer sich seiner Geschichte nicht erinnert, ist verdammt sie zu wiederholen“ – so ist es auf einer Inschrift vor der Kirche in Ilmenau zu lesen.

Bei so viel öffentlicher Erinnerungskultur stelle ich mir heute aber auch einmal die Frage: Wie steht es mit der konkreten *Erinnerungspraxis* – in unserem privaten und persönlichen Leben?

Ja, wie steht es um die Erinnerungspraxis im persönlichen Leben?

Als Pfarrer beobachte ich große Veränderungen der Erinnerungspraxis vor allem auf drei Feldern:

- (1) Was die Bestattung angeht
- (2) Was die Trauerverarbeitung angeht
- (3) Was das Gesicht der Friedhöfe betrifft

(1) Erinnerungspraxis und Bestattungskultur

In den letzten Jahren stelle ich einen Trend in unserer Gesellschaft fest: Der Tod darf den Zeitplan nicht allzu sehr durcheinander bringen. Der Tote soll sich bitteschön nach den Lebenden richten. Da kann der Urlaub nicht mehr abgesagt werden und die Urne bleibt solange stehen, bis die Angehörigen wieder daheim sind. Der Tod soll die Urlaubs- und Arbeitspläne nicht mehr stören. Von Angehörigen wird immer häufiger der Wunsch geäußert, Beerdigungen auf den Samstag zu legen. Da sind doch alle daheim, da braucht keiner Urlaub zu nehmen, da können doch mehr Menschen zur Beerdigung kommen. Wer von weiter her zur Beerdigung kommt, könnte dies viel besser mit seinem Zeitplan vereinbaren. Kirche müsse doch auf diesem sensiblen Feld kundenorientierter sein. Oft wird es nicht verstanden, wenn ich sage: Samstags beerdigen wir in unserer großen Pfarreiengemeinschaft aus Prinzip nicht. Argumente wie: Da könnten wir uns samstags vor Beerdigungen nicht mehr retten, weil dann die meisten die Beerdigungen und Urnenbeisetzungen von vorneherein auf Samstag schieben würden. Wo bliebe dann noch Zeit für kirchliche Trauungen, Kasualien und eine gute Predigtvorbereitung? Ich merke, diese sachlichen Argumente kommen nicht an. Wo bleibt da das Entgegenkommen der Kirche, gerade, wenn Menschen mit Trauer zu kämpfen haben. Kirche muss doch die Menschen bei ihren Bedürfnissen abholen, ihnen entgegen kommen! Manchmal bekomme ich sogar Gewissensbisse, frage mich: Bist du in diesem Punkt zu harsch, wo du doch weißt, dass Menschen gerade hier sehr verletzlich sind? Aber dann mache ich mich zum Anwalt des Toten und sage: Der Tod hat das Recht als Störfaktor im Leben dazwischen zu funken. Es ist wichtig, dass der Tod unsere Pläne, den Ablauf des gewohnten und getakteten Lebens stört. Und ich frage: Glauben Sie nicht, dass der Tote es verdient hat, dass Menschen um seinetwillen einmal ein paar Stunden frei nehmen oder einen Urlaubstag opfern. „Früher, wurden die Uhren angehalten, wenn einer starb“ – diesen markigen Satz meißelte Heribert Prantl von der SZ kürzlich in einem Kommentar. Ich füge hinzu – und heute wird sogar der Tote in unseren Zeitplan eingebaut. Ist es nicht wichtig, dass der Tod in unserer auf Ökonomie ausgerichteten Gesellschaft den immer gleichen Rädergang einmal durchbricht? Das Leben muss sich stören lassen durch den Tod und seine Präsenz.

(2) Erinnerungspraxis und Trauerkultur

Eine zweite große Veränderung der persönlichen Erinnerungspraxis sehe ich in der Trauerkultur.

Die schwarze Trauerkleidung für ein Jahr ist schon längst verschwunden. Mit ihr wollten früher Menschen einmal ausdrücken: Ich will mich bewusst mit der Erinnerung an meinen Verstorbenen konfrontieren. Wenn ich um einen lieben Menschen trauere, dann befinde ich mich für längere Zeit in einem emotionalen Ausnahmezustand. Nehmt bitte Rücksicht auf mich, wenn ich vielleicht manchmal anders als sonst reagiere, vielleicht sogar komisch auf euch wirke. Heute soll der Mensch wenige Wochen nach der Beerdigung wieder funktionieren, so als sei gar nichts gewesen.

Wie wichtig jedoch Trauer für Menschen sein kann, ist mir wieder einmal vor ein paar Monaten bewusst geworden, wie ich eine Frau besuchte, die ihren Mann jung verloren hat. Sie erzählte, wie eine Freundin sie fragte, ob sie inzwischen wieder auf die Arbeit gehe. Sie verneinte. „Was du arbeitest immer noch nicht?“ fragte die Freundin erstaunt zurück. „Doch“, meinte die Witwe, „ich verrichte zu Zeit die schwerste Arbeit meines Lebens.“ Ein solcher Satz sitzt! Widerstand gegen das schnelle Vergessen. Widerstand dagegen, die leere Stelle möglichst schnell zuzuschütten.

(3) Erinnerungspraxis und das Gesicht unserer Friedhöfe

Wie sich die persönliche Erinnerungskultur verändert hat, zeigt mir drittens auch das sich wandelnde Gesicht unserer Friedhöfe.

Es war einmal in unseren ländlich geprägten Gegenden selbstverständlich, dass fast täglich einer aus dem Haus auf den Friedhof ging, nach den Blumen schaute und sie goss, Unkraut zupfte, das Grab der alten alleinstehenden Tante oder der Nachbarn, deren Kinder nicht mehr da wohnten, besuchte.

Es war einmal in unseren Gegenden selbstverständlich, dass am Allerheiligennachmittag die meisten aus allen Windrichtungen die Gräber ihrer Vorfahren auf dem Heimatfriedhof besuchten, über den Friedhof gingen, die Gräber der Verwandten oder Schulfreunde aufsuchten. Beim anschließenden Kaffee im Elternhaus wurden Erinnerungen über die Toten ausgetauscht, Anekdoten über sie erzählt, gelacht und manchmal auch geweint. Es war einmal, dass die Belegzeiten der Gräber wie selbstverständlich immer verlängert wurden, ohne viel darüber nachzudenken, irgendwie aus dem Bauchgefühl heraus: Heimat ist dort, wo wir auch die Namen der Toten kennen.

Wer heute über unsere Friedhöfe geht, dem fällt eines auf: Immer mehr Gräber werden aufgelassen. Um der Verwahrlosung der Grabstätten Einhalt zu bieten, werden sie mit einer Kiesschicht überzogen.

Mehr als die Hälfte der zu Ende gehenden Nutzungszeiten für die Gräber werden in Deutschland nicht mehr verlängert. Die Bereitschaft vieler Menschen schwindet, Zeit und Geld für eine aufwändige Grabpflege zu investieren. Verstärkt kommt der Wunsch nach vorzeitiger Rücknahme des Nutzungsrechts auf.

Bei den vielen Altengeburtstagen, zu denen ich unterwegs bin, höre ich oft die Sorge alter Menschen: Wo und wie soll ich mich einmal beerdigen lassen? Von unseren Kindern ist keines mehr hier. Sie wohnen mit ihren Familien weit weg, haben dort eigene Häuser. In unser Haus kommt einmal keines von ihnen zurück. Wer soll dann einmal unser Grab pflegen?

Dazu kommt: Viele Menschen leben heute als Single, viele in Patchwork-Konstellationen, viele mobil und unstet, ziehen alle paar Jahre beruflich bedingt um. Das fördert den Trend zur anonymen, kostengünstigen Bestattung.

Der Friedhof ist ein Spiegelbild der Gesellschaft, die mobil geworden ist. Die immer mehr geforderte und gelebte Mobilität verändert auch zwangsläufig das Gesicht unserer Friedhöfe. Die alten Friedhöfe werden immer mehr zu „Freiluftmuseen“ wie Heribert Prantl es nennt. Die neuen Friedhöfe sind als Parkanlagen am Rand der Städte angelegt. Und die ganz neuen soll man überhaupt nicht mehr als Friedhof erkennen, keine Mauer, einfach Wald, Natur. Heribert Prantl: „Es handelt sich um Friedwälder; an den Menschen, der dort sein Wurzelgrab hat, erinnert, wenn überhaupt, nur ein Holztäfelchen am Baum.“ Und er fährt fort: „Die anonyme Bestattung ist vielleicht das finale Symbol einer Migrationsgesellschaft, die im Tod Wurzeln sucht: die der Bäume.“ (SZ-Kommentar von Heribert Prantl "Wenn früher einer starb, wurde die Uhr angehalten" auf www.sz.de vom 29.10)

Der Sinn eines Friedhofs

Mir scheint eines wichtig zu sein: sich zu fragen, sich klar werden, was der Sinn eines öffentlichen Friedhofs ist.

Für mich ist der Friedhof nicht in erster Linie ein Ort einer aufwändigen Grabpflege, die manchmal an einen Blumenschmuckwettbewerb erinnert. Der Sinn eines Friedhofs liegt in erster Linie in der würdevollen *Erinnerungspflege*. Ein Ort, der den Namen eines Verstorbenen noch eine Zeit lang für die Lebenden in Erinnerung hält. Der Name erinnert doch an einen Menschen, der hier oft ein Leben lang gelebt hat, durch seine Art das menschliche Klima mitbestimmt hat, sich oft für die Gemeinschaft eingesetzt hat. „Verweigerte Erinnerung ist Mord“, sagt drastisch ein jüdisches Sprichwort. Und deshalb wird im Judentum ein Grab nie aufgelöst. Aus Achtung vor dem Menschen und in Erinnerung an diesen Menschen bleibt sein Grabstein solange stehen, bis er eines Tages umfällt, und sein Grab wird nie angerührt.

Zum Zweiten ist der Friedhof ein Ort, wo man *mit der Trauer um liebe Menschen hingehen* kann, wo ich sie geistig vor meinem Auge aufsteigen lassen kann, mich dankbar an sie erinnere, worin sie für mich groß waren, was ihnen wertvoll und heilig war. Ein Ort, wo ich im Nachhinein vielleicht auch noch ein Stück aufarbeiten kann, was zwischen uns stehen geblieben ist.

Und neben mir gibt es auch noch Menschen, denen der oder die Verstorbene wichtig war, von denen ich vielleicht gar nichts weiß.

Friedhof ist aber noch mehr. Ein dritter wichtiger Punkt: Der Friedhof erinnert mich aber nicht nur an die Toten.

Der Sinn eines Friedhofs liegt auch darin, dass er mich daran erinnert: *Du selbst bist sterblich*. Friedhöfe erinnern uns daran, dass in unserem Leben noch ganz andere Dinge zählen als das ewige Geld und der Erfolg. Der Friedhof erinnert mich daran, dass ich auch Frieden mit mir und meinem Leben finden muss. Und er sagt mir ständig: Vergiss nicht, was wirklich im Leben zählt!

In seinem Buch „The Big Five for Live – was wirklich zählt im Leben“ setzt sich John Strelecky mit dieser Frage auseinander. Er erzählt darin wie er eines Tages am Bahnhof einen Mann namens Thomas Derale traf, der ihm eine scheinbar wirre Frage stellte: Ist heute ein guter Museumstag? Was soll das – ein guter Museumstag?

Ein paar Tage später traf er diesen Thomas wieder. Er setzt sich neben ihn im Zug und es entwickelt sich zwischen den beiden dieses Gespräch:

„Waren Sie schon einmal in einem Museum, Joe? Sind Sie je durch die Säle geschlendert und haben sich alte Fotos angesehen? Aufnahmen von Menschen bei der Arbeit oder in einer Militäruniform, vielleicht einige Familienfotos oder witzige Schnappschüsse mit Freunden?“

Ich nickte: Natürlich.

Als ich einmal eine Konferenz in Orlando in Florida besuchte, fuhr ich ein bisschen herum und entdeckte ein kleines historisches Museum in einem Ort Winter Garden. Das ganze Museum hatte wahrscheinlich nicht mehr als 100 Quadratmeter, aber es war voller Bilder von Leuten, die etwas mit dieser Stadt zu tun hatten. Außerdem konnte man zahlreiche Geschichten über diese Menschen nachlesen...Als ich durch das Museum schlenderte, schoss mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Was wäre, wenn jeder Tag unseres Lebens katalogisiert würde? Unsere Gefühle, die Menschen, mit denen wir zu tun haben, die Dinge, mit denen wir unsere Zeit verbringen? Und wenn am Ende unseres Lebens ein Museum errichtet würde, in dem genau zu sehen wäre, wie wir unser Leben verbracht haben?....

Stellen Sie sich vor, wie es wäre, am Ende unseres Lebens durch das Museum zu gehen. Die Videos zu sehen, die Tondokumente zu hören und die Bilder zu betrachten. Wie würden wir uns dabei fühlen? Wie würden wir uns fühlen, wenn wir wüssten, dass uns das Museum für immer und ewig so zeigen würde, wie man sich an uns erinnert? Alle Besucher würden uns genauso kennenlernen, wie wir tatsächlich waren. Die Erinnerung an uns würde nicht auf dem Leben basieren, das wir uns eigentlich erträumt hatten, sondern darauf, wie wir tatsächlich gelebt haben.

Stellen Sie sich vor, der Himmel oder das Jenseits oder wie auch immer wir unser Leben nach dem Tod vorstellen, sähe so aus, dass wir auf ewig als Führer in unserem eigenen Museum unterwegs wären.

Thomas machte ein kurze Pause. „Daher habe ich Sie gefragt, ob es sich um einen guten Museumstag handelte.“

(John Strelecky, The Big Five for Life – was wirklich zählt im Leben, dtv Nr. 34528, Seite 23-25)

Ist heute ein guter Museumstag? – Was möchte ich am Ende, dass es von mir in Erinnerung bleibt?

Mein Sterbezettel

Eine Möglichkeit habe ich selbst in der Hand, mich und was mir wichtig war eine Zeit lang in Erinnerung zu halten. Meinen eigenen Sterbezettel als meine letzte Visitenkarte schon zu Lebzeiten gestalten. Wenn mein eigenes Sterbebild so etwas wie meine letzte Visitenkarte sein soll, wenn es von dem erzählen soll, was mir selbst im Leben wichtig war und mich ausgemacht hat, wenn es den Charakter eines Denkkzettels bekommen soll, auf dem ich nochmals zusammenfasse, woraus und wofür ich gelebt habe, dann wäre es eine gute Übung, sich schon zu Lebzeiten einmal hinzusetzen und sich über die Gestaltung des eigenen Sterbebildchens Gedanken zu machen. Zu den wichtigen Fragen gehören:

Welches Bildmotiv wähle ich aus?

Traue ich mir, noch zu einem religiösen Motiv zu greifen, das etwas von meiner christlichen Hoffnung erzählt?

Hat das Naturmotiv etwas mit meinem Leben zu tun?

Welches Bibelzitat, welcher Liedvers, Sinnspruch oder eigene Redewendung erzählt von dem, was mir wichtig war?

Soll mein Bild „schön“ sein oder soll es auch von der Last des Alters und der Krankheit erzählen?

Will ich noch um ein Gebetsgedenken bitten?

Den eigenen Totenzettel schreiben – eine sehr anspruchsvolle, aber sehr heilsame Aufgabe. Denn es ist meine letzte Visitenkarte!

Dennoch...

Und dennoch - trotz Erinnerungskultur, trotz Bemühen möglichst lang ein Andenken zu hinterlassen, müssen wir uns eingestehen: Eines Tages werden wir auf dieser Welt vergessen sein. Die Frage steht da: Was wären die Toten, wenn sie wirklich nur in unserem Gedächtnis und von unserer Erinnerung lebten? Was ist mit den vielen Milliarden Menschen, die bisher auf dieser Erde gelebt haben? Was ist mit den vielen, deren Name nie in der Zeitung stand, mit denen, die spurlos verschwunden sind, mit denen, die einfach liquidiert wurden, die für nichts und wieder nichts starben? Die Opfer der Kriege, die Opfer des Terrors – was ist mit ihnen?

Wie gut tut es da, wenn ich eines glauben kann: Es gibt einen, der vergisst die Toten nicht, wenn wir sie vergessen und wenn der Nebel der Geschichte ihre Namen verweht. Er hält sie in seinem Gedächtnis lebendig. Mir gehen bei jeder Beerdigung die Worte nahe, wenn ich dem Toten noch einmal die Worte zusage, die Jesaja Gott sprechen lässt:

So spricht der Herr, der dich geschaffen hat:
Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst;
ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir.

Und es ist für mich ein Trost, dieses Wissen, dass in jeder Eucharistiefeier die Toten nie vergessen sind und ihr Gedächtnis bewahrt wird. Immer wird da gebetet: Herr gedenke derer, die uns vorausgegangen sind, bezeichnet mit dem Siegel des Glaubens. Gedenke aller, um deren Glauben niemand weiß als du.....

Wie tröstlich: Wenn wir alle längst zu den Toten gehören, wird die Kirche diese Sätze im Kanon auch noch beten. Wenn wir längst vergessen sind, wird sie die Erinnerung an die Toten und diese Überzeugung wachhalten: In der Erinnerung Gottes leben die Toten weiter.

Mit einem jüdischen Gebet, das an die Toten erinnert, möchte ich schließen:

Beim Aufgehen der Sonne, erinnern wir uns an sie
Beim Aufgang der Sonne
und bei ihrem Untergang
erinnern wir uns an sie

Beim Wehen des Windes
und in der Kälte des Winters
erinnern wir uns an sie

Beim Öffnen der Knospen
und in der Wärme des Sommers
erinnern wir uns an sie

Beim Rauschen der Blätter
und in der Schönheit des Herbstes
erinnern wir uns an sie

Zu Beginn des Jahres
und wenn es zu Ende geht,
erinnern wir uns an sie

Wenn wir müde sind
und Kraft brauchen,
erinnern wir uns an sie

Wenn wir verloren sind
und krank in unserem Herzen,
erinnern wir uns an sie

Wenn wir Freude erleben,
die wir so gern teilen würden,
erinnern wir uns an sie

So lange wir leben
werden auch sie leben,
denn sie sind nun ein Teil von uns,
wenn wir uns an sie erinnern.

(Nach „Tore des Gebets“, reformiertes jüdisches Gebetsbuch)

Verwendete Musik

1) Nova musica. Kommt und hört

Vol. 2, Nr. 3 Ach wie flüchtig, Sonomusic, LC 05699

2) Trois couleurs BLEU, CD Bestellnr. 724383902729

- Nr. 2 Funeral Music

- Nr. 3 Glimpses of Burial

- Nr. 5 The battle of Carnival et Lent

- Nr. 8 First Flute

3) Das Beste vom Jubilate-Chor, Gerth Medien, LC 13743

11/CD2, Ich weiß, dass mein Erlöser